



# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 297.

Mittwoch, 19. Dezember.

1928.

(10. Fortsetzung.)

### Herbert Godebrechts Sendung.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Georg Julius Peterßen.

Herbert nagte an seiner Unterlippe, die Zigarette, die er eben erst angezündet hatte, wurde im Aschenbecher zerdrückt. Auf's neue kam ihm die Erwägung, ob er nicht besser tue, sich von Dingen fernzuhalten, die ihn gar nichts angingen. Aber dann folgte sein Instinkt in schnellem Lauf den Ereignissen, die sich — ohne sein Zutun von seiner Seite — bis zu einer Heirat Theas mit einem Verbrecher gestalten mußten, und diese Gewißheit war ihm so furchtbar, erregte ihn innerlich so heftig, daß er sich bald wiederfand.

Doktor Scheel-Brandow betrachtete ihn schweigend. Als Jugendfreund hätte er ihm das sagen mögen, was der Bankdirektor dem Hartnäckigen geraten hatte, als Rechtsanwalt hütete er sich davor; man schickte doch einen Klienten nicht wieder nach Hause!

„Ich werde dir die Beweise zu gegebener Zeit verschaffen, Artur.“

„Dann ist es gut“, sagte der junge Anwalt erfreut; „und nun komm.“

Herbert sah beim Verlassen des Zimmers noch einmal prüfend an seinem eleganten Straßenanzug hinab, dann fand er sich unter fremden Menschen, die bei seinem und seines Freundes Eintreten verstummten und Verbeugungen mit ihm wechselten. Und mit einem Male durchfuhr ihn ein ungewöhnlicher Schreck: Die Dame des Hauses, die er, nun sie mit ihm sprach, erst genauer ins Auge fassen konnte, — das war ja Theas Gesicht!

Er stand mechanisch Rede und Antwort, seine gesellschaftliche Gewandtheit ließ ihn vollständig im Stich.

Der Hausherr, ein Großkaufmann, trat zu seiner Frau und Herbert.

„Sie haben, wie Artur uns erzählte, mit ihm die gleiche Schule besucht und zwei Semester in Jena mit ihm studiert“, sagte er verbindlich.

„Und in Jena haben wir Tag für Tag an dem gleichen Tisch geessen“, gab Herbert zurück.

„Später haben Sie sich ganz aus den Augen verloren?“ fragte Frau Scheel-Brandow gespannt.

„Wie das so geht, gnädige Frau“, erwiderte Herbert, der seine Sicherheit zurückgewann. „Die Schule verbindet, weil sie von jedem das gleiche verlangt. Auf der Universität kann man sich mit Schulfreunden auch noch verstehen, selbst dann, wenn man einer andern Fakultät angehört; erst später, wenn man in seinem Beruf steht, lockern sich ehemalige Freundschaften, zerreißen wohl gar.“

„Aber nicht der verschiedenartige Beruf ist die Ursache der Auflösung, kann es eigentlich nicht sein, weil das Fundament der Bildung bei zwei ehemaligen Klassengenossen doch genau dasselbe ist; nein, in der Freundschaft entscheidet allemal der Charakter, das lasse ich mir nicht nehmen.“ Der Hausherr sagte es.

Herbert lächelte. Und er beendete diese Streitfrage mit einer Wendung, die beide Eltern und die junge, sehr hübsche Tochter des Hauses, die neugierig zu der Gruppe getreten war, vollauf befriedigte:

„Artur und ich haben nie auch nur die kleinste Differenz gehabt.“

„Um so mehr haben Sie die Pflicht, sich gelegentlich um ihn zu kümmern“, scherzte der Hausherr.

„Und an uns liegt es, Herrn Godebrecht Gelegenheit dazu zu geben“, vollendete seine Frau. Sie überließ Herbert ihre Hand, die er respektvoll mit seinen Lippen berührte.

„Sie entschuldigen mich wohl, Herr Godebrecht“, sagte Scheel-Brandow und ging dann zu den übrigen Gästen, die plaudernd drei große Räume belebten.

Herbert studierte unauffällig das Gesicht von Mutter und Tochter. Diese ähnelte mehr dem Vater, äußerlich und im Wesen.

„Sind Sie früher, als Sie noch mit Artur die Schule besuchten, nie zu uns gekommen, Herr Godebrecht?“ fragte sie. „Ich kann mich gar nicht an Sie erinnern.“

„Ich glaube, einmal. Da waren Sie auch noch sehr klein“, antwortete er lächelnd.

„Ich möchte Herrn Godebrecht etwas unter vier Augen fragen“, ließ sich da Frau Scheel-Brandow vernehmen. Ihr Gesicht zuckte nervös. Die junge Tochter reichte Herbert fast kameradschaftlich die Hand und entfernte sich. Angesichts dieser sportgestählten Erscheinung in dem entzückenden Seidenkleid kam plötzlich ein schmerzhaftes Gefühl in Herbert auf: er mußte an Thea denken, die in elender, freudloser Umgebung aufgewachsen war. Und diese Gedankenverbindung war nicht willkürlich, nicht sprunghaft, sondern fand in der frappanten Ähnlichkeit der Dame des Hauses und der Tochter des Händlers Roberts immer wieder Nahrung. War dies ein Spiel des Zufalls? ... Aber die Ohnmacht, von der Artur gesprochen hatte! ... Seltsam.

Frau Scheel-Brandow hatte sich gesetzt und Herbert aufgefordert, neben ihr Platz zu nehmen.

„Sie haben Artur in einer Rechtsfrage aufgesucht“, begann sie: „Sie wußten demnach, daß er sich hier niedergelassen hatte.“

„Offen gestanden: nein, gnädige Frau“, erwiderte Herbert in einiger Verlegenheit. „Mein Freund Bindewald, der junge Kapellmeister an der hiesigen Oper ...“

„Ganz recht, er ist ja auch ein Schulfreund von Ihnen und Artur, wie dieser uns kürzlich erzählte ... Also was ist mit ihm, Herr Godebrecht? ...“

„Er riet mir, Artur meine Sache zu übergeben.“

„Warum gerade Artur? ... Es interessiert mich als Mutter“, lächelte sie gezwungen. „Genteht er schon einen Ruf?“

„Darüber kann ich nicht urteilen, gnädige Frau. Das heißt: Die Fähigkeiten, sich als Rechtsanwalt Ansehen, um nicht zu sagen Ruhm zu erwerben, bringt Artur mit, da ist kein Zweifel.“

Sie reichte ihm mit einem dankbaren Blick ihre schmale, weiße Hand.

„Ich weiß, Sie wollten mir nicht nur aus Höflichkeit etwas Angenehmes sagen.“

„Mit Artur könnte ich offener reden, wie Herr Bindewald meinte, und darin mußte ich ihm natürlich beistimmen. Meine Angelegenheit ist nämlich so eigen-



artig, so desolat, weicht so sehr von anderen Fragen, die man mit einem Rechtsanwalt bespricht, ab, daß ich sie einem mir fremden gar nicht hätte unterbreiten mögen, in der Furcht, er könnte heimlich über mich lächeln."

"Ich will nicht indiscret sein", entgegnete Frau Scheel-Brandow mit flackernden Augen, aber ohne Herbert anzusehen; dann herrschte eine sekundenlange Pause.

Herbert war überzeugt, daß der Rechtsanwalt nicht nur Theas Geschichte am Familientische erzählt hatte, sondern auch das Drum und Dran: Die Namen des Händlers und seiner Tochter; er fand auch weiter nichts dabei. Und so begann er, das erregte Gesicht neben ihm ohne Unterlaß beobachtend und, stärker noch als zuvor von dessen verblüffender Ähnlichkeit mit dem Theas gefesselt, sein Abenteuer am Heiligenabend mit seinen Folgeerscheinungen zu erzählen; er verschwieg nicht einmal, daß Thea auf sein Betreiben in eine Pension gebracht worden sei und daß sie darin bis zur Aburteilung Droeges verbleiben werde. Zu seinem namenlosen Schrecken sah er, daß Frau Scheel-Brandow zuletzt kreideweiß wurde und den Kopf hintenüber sinken ließ.

"Was ist Ihnen, gnädige Frau?" fragte er bestürzt.

Die halb Ohnmächtige riß sich gewaltsam zusammen, denn der Rechtsanwalt trat mit einem Ehepaar, das sich verabschieden wollte, zu ihr und Herbert; sein Blick ging schnell und fragend über beide hin. Er begleitete dann die beiden Gäste hinaus. Frau Scheel-Brandow bediente sich eines winzigen Glases mit belebendem Wasser und atmete tief auf.

"Mein Gott, mein Gott..." flüsterte sie. "Das ist ja entsetzlich. Das junge Mädchen — wie, sagten Sie, ist ihr Name?" "Thea."

Sie hat gestohlen? ... Einen regelrechten Taschendiebstahl begangen? ... Und Sie sind überzeugt, daß sie eine solche Handlung nur auf einen stärkeren Druck hin begangen hat? ... Daß sie selbst ..."

"... unfähig ist, etwas Unehrenhaftes zu tun", vollendete er den Satz.

"Gott sei Dank!" Sie schluchzte kurz auf und überließ sich dann einem Träumen.

Herbert hatte mit wachsendem Bestreben diese ungewöhnliche Teilnahme bemerkt. Sie dünkte ihm bei dieser Dame, die Schmutz und Elend nur vom Hörenjagen kannte und allem Häßlichen gewiß ängstlich aus dem Wege ging, völlig unverständlich. Oder war es eine krankhafte Überreizung der Nerven, Hysterie, die sie zu so starkem Mitleiden zwang? ... Oder sollte ... Der Verdacht, der in ihm aufsprang, sah und erschreckend, erschütterte sein inneres Gefüge so heftig, daß er gegen alle Regeln des Anstandes aufsprang; Frau Scheel-Brandow blickte bestrebt zu ihm auf.

"Verzeihung, gnädige Frau", sagte er verwirrt, wieder Platz nehmend. "Aber es ist sonderbar, gar nicht zu begreifen ...", er suchte nach einer Form, in der er das, was sich gewaltsam auf seine Lippen drängte, anbringen konnte. "... Das junge Mädchen, Fräulein Thea Roberts, ist sehr schön, sie hat eine gewisse Ähnlichkeit mit Ihnen; schon bei meinem Eintreten fiel es mir auf."

Die Frauengestalt lag schwach im Sessel. Ähnlichkeit? ... mit mir? ... Nicht möglich! Ein nervöses Lachen folgte diesen Worten. "Herr Godebrecht", sagte Frau Scheel-Brandow dann, indem sie sich aufrichtete, "Sie haben mir eine sehr interessante Geschichte erzählt, beinahe einen Roman ... Ach ja, das Leben liebt es zuweilen, Romane zu bilden, aber sie sind viel häßlicher als die erdichteten, nicht wahr? ... Ähnlichkeit ... mit mir? ... Wiederum lachte sie krampfhaft. "Was kümmern Sie sich um wildfremde Menschen, Herr Godebrecht? ..." Sie stand langsam, fast schwerfällig auf. "Und wenn schon: ist es, im Vertrauen gesagt, nicht doch besser, Sie ziehen einen älteren, erfahrenen Rechtsanwalt zu Rate? ... Artur ist noch so jung, und ich bin heute noch bemüht, ihn und meine anderen Söhne von allem Widerlichen fernzuhalten. Es mag töricht sein, allein ich kann es nicht ändern."

Herbert hatte mit Bestürzung diesen Erguß verfolgt. Er stand ratlos neben dieser Frau, die so voller Widersprüche schien. Aber sein Verstand ließ sich auf die Dauer nicht täuschen. Als er, nachdem er Abschied genommen hatte, die Treppe hinabschritt, blieb er plötzlich stehen, und dann murmelte er, erschrocken über die verwegene Krönung seiner Schlussfolgerungen: "Sie ist Theas Mutter."

8.

An den Anschlagssäulen und Polizeiwachen klebten grellrote Plakate mit der Riesenüberschrift „Raubmord“. Menschengruppen bildeten sich, dieser und jener der Lesenden prägte sich das Signalement des Täters genau ein, denn auf die Ergreifung des Mörders waren fünfzehnhundert Mark Belohnung festgesetzt.

In einer Straße, die mit der Gildengasse einen rechten Winkel bildete, stand in einer solchen Gruppe vor einer Pflastsäule Schumann. Auch er studierte den schauerlichen Inhalt des roten Plakates, wechselte mit einem Nebestehenden ein paar Worte und zum Schluß die treffende Bemerkung, daß man vor einem solchen Schicksal glücklicherweise bewahrt bleibe, weil man nichts beische.

In die Gildengasse einbiegend, stieß Schumann beinahe mit dem langen Sipo zusammen.

"Entschuldigen Sie, Herr Wachtmeister", sagte er, worauf der Sicherheitspolizist, ebenfalls lächelnd, die Hand an den Tschako legte und sagte, daß ihm dieser Zusammenstoß keine Schmerzen verursacht habe; sie kannten sich schon.

"Dann ist ja alles in Ordnung", sagte Schumann. "Das rote Plakat haben Sie wohl schon gelesen, was? ... Schon wieder ein Mord; was sagen Sie dazu?"

Der Sipo zuckte die Achseln. "s ist nicht der erste und nicht der letzte", meinte er; "die Hauptsache ist, daß man den Mörder beim Widel kriegt."

(Fortsetzung folgt.)

## Winterwald.

Weisse Ede spannet die Lande,  
Löst die Grenzen,  
Löst auch mir  
Realistisches Dichten —  
Wesenlos ach ich  
Verloren  
In weisser Unendlichkeit —  
Angstend  
Ob ich noch bin.  
Wald tut sich auf —  
Wirklich — unwirklich —  
Schreiten sie — Wächter — heraus,  
Wundergestalten — einst Bäume,  
Fremdenden Grusses.  
Bergitternd nun jeden Blick,  
Tiefer umstridend,  
Versponnen in drängende Irrsal  
Wächst rings die Nähe  
Graulich-weißer Korallenwinteris.  
Tonlos verfallen  
In starrendes Schweigen,  
Vergend in schliefende  
Fremd verhüllende Kleider —  
Kriecht in dich selber nur,  
Wintergestalt,  
Schauernden Blicks gebannt —  
Dorchender Ahnung verfangen.  
Schreitend durch Schweigen,  
Tiefer zu stillen  
Engt alles Fühlen sich ein —  
Treibt zu mir selber zurück —  
Nacht so der Tod? — — —  
Nahe liegen  
Die Enden des Lebens zusammen —  
Heiliger Rhythmus ewigen Armes  
Seht das Versunkene  
Jäh bald aus Schleiern  
Zum Licht empor. E. v. Maria Blume.



## Zur Weihnachtszeit in Moskau.

Von Harry v. Hafferberg.

Langsam, unendlich langsam fällt der weiche, glitzernde Schnee und bedeckt die Dächer der Häuser, die majestätischen, goldenen Kuppeln der Kirchen, die imposanten Denkmäler mit einer gleichmäßigen, weißen Decke. Tausend verschiedene Farben, schillernd wie sartes Perlmutter, schmücken diese Stadt so reichlich und bizarr, wie es der verwegenste Künstler nicht phantastischer hätte tun können. Die Luft ist klar und zerbrechlich wie Kristall. Es ist noch früher Morgen. Alle Welt geht in uniformen Schafpelzen umher, und selbst die Pferde sind sorgfältig mit wollenen Tüchern bedeckt. Mit frohen, frischen Gesichtern tippeln die finnischen Milchverkäuferinnen über den knirschenden Schnee. Die vollbeladenen Bauernschlitten ziehen in endlosen Reihen zum Markte, und unübersehbare Berge gefrorener Gänse, Enten, Hühner und Ferkel versperrten dem Fußgänger den Weg.

Auf dem Theaterplatz ist seit einigen Wochen ein umfangreicher Wald entstanden; dichte, dunkelgrüne Tannenhäuser — wohin das Auge sieht. In hohen Fichtentäfern, verumumt bis zur Unkenntlichkeit, spazieren die Händler durch den tiefen Schnee und reiben sich die erfrorenen Ohren und Nasen — denn es ist bitterkalt. Der eisige Wind pfeift über die Spitzen der Bäume, und jeder sehnt sich zurück in die warme Stube, zum lustig brennenden Herd. Deshalb wird heute nicht gefeilscht: 25 Kopeken kostet jeder Baum, nach Auswahl, und am letzten Tage vor dem heiligen Abend gar 10 Kopeken nur. Es sind ja genügend Tannen da, unendliche Wälder erstrecken sich vor Moskaus Toren.

Vom Theaterplatz sind es kaum fünf Minuten zum Herzen Moskaus. Hier pulsiert das Leben. Die zahlreichen Kinos sind hell erleuchtet. Henna Porten, die populärste Filmschauspielerin, lacht von den großen Plakaten, und dichtgedrängt steht die Jugend vor den Kassen. An den Straßenenden sammeln sich die bärtigen, vom reichlichen Schnapsgegnis angeheiterten Fuhrleute, die berühmten Moskauer „Iswoschiki“, und warten auf freigiebige Fahrgäste. Ihre mageren und ausgehungerten Gänse lassen die Köpfe so tief sinken, als ob ihnen zentnerschwere Gewichte um den Nacken gehängt worden sind. Langsam trottet man über die vereisten und mit feinem, knirschendem Sand bestreuten Straßen weiter. Plötzlich versperrt große Menschenansammlungen den Bürgersteig: alttümliche Laternen auf den gewaltigen Theaterkolonnaden geben nur spärliches Licht. Hier ist die berühmte Philharmonie, das Zentrum der Moskauer Künstlerwelt.

Konzerte sind für das große Musikverständnis der Russen stets Feiertage gewesen. Heute sind ausländische Künstler in Moskau. Der riesige Saal der Philharmonie ist hell erleuchtet; von zehn schweren Kronleuchtern fällt das grelle Licht, wie goldner Wein, aufs rote Samt der Sessel. Durch die schmalen Gänge zwängen sich, einem reißenden Strome gleich, immer neue Zuhörer in den überfüllten Raum, und wie aus einem Bienenstock summt es von den Galerien. Plötzlich aber entflammt das helle Licht über der breiten Estrade und lautlos wird es im Saal. Die Sonaten von Bach, Beethoven und Chopin werden heute gespielt.

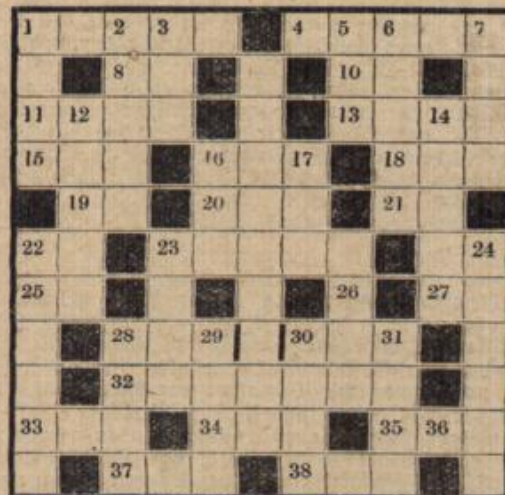
In den ersten Reihen beobachten einige Damen aufmerksam die großen Klaviere, der ältere Herr nebenan ist in Gedanken vertieft. Ein junges Mädchen, die großen Augen auf die Finger des Konzertanten gebannt, erstarrt zu einer Säule. Sanft nickt der rundliche Ingenieur im Sessel ein, und eine alte Dame streckt ihren langen Hals wie ein Garbesoldat heraus, der seinem Kommandanten rapportiert. Ihre Nachbarin aber verabschiedet sich ganz von unserer sündhaften Welt: sie holt tief Atem, läßt den Kopf langsam auf die Brust sinken, zieht die Lippen ein und — schwebt in höheren Regionen. Doch als der dritte Teil der Chopin-Sonate erklingt, geht plötzlich ein unterdrücktes Raunen durch den Saal, wie das Rauchen einer großen, züngelnden Schlange. In den hinteren Reihen bewegt man sich unruhig, jemand schreit kurz auf, der Trauermarsch fällt bunt von der Estrade und — zwei kräftige Männer tragen einen ohnmächtigen Greis zur Tür hinaus.

Den Konzertsaal verlassend, nimmt das verschneite Moskau uns wieder in Empfang. Die zahlreichen Geschäfte sind hell erleuchtet und laden verlockend zum Eintritt ein. Elegante Damen drängen sich vor den großen Schaufenstern, ihre kleinen Hände sind mit vielen, schweren Weihnachtspaketen beladen. Plötzlich reißt der Bindfaden und — der teure Weihnachtschmuck, die Marzipanschweinchen, Küsse, Pfefferkuchen und Äpfel, alles fällt auf den Bürgersteig und rollt in buntem Durcheinander weit, weit von dannen. Doch schon ist galante Hilfe zur Stelle in Gestalt eines schneidigen Kavallerieoffiziers, denn es ist jetzt auch Flanierzeit. Man sieht so manchen Dandy nach alter Moskauer Sitte hin- und herspazieren; sie blicken unverfroren unter die kleinen Hüte der Schönen und flirten genau so, wie es überall in der Welt zu geschehen pflegt.

Von Zeit zu Zeit aber fliehen die Luxuschlitten, genannt „Nichtschiff“, bespannt mit Kassepferden, hinten, mit Silbergeschirr und Tannenzweigen geschmückten Trabern, vorbei. In ihnen sitzt die flotte Lebewelt mit ihrem leichtfertigen, aber so charmannten weiblichen Anhang, der bekanntlich im alten Moskau so verführerisch war. Mit Lachen und Schreien, Zurufen von Schlitten zu Schlitten, geht es durch die Straßen, bis schließlich in irgend einem der berühmten Restaurants — „Medwedj“, „Donon“, „Contant“ usw., oder in einem nächtlichen Kabarett Halt gemacht wird. Dort, in den eleganten Räumen, in den goldstrotzenden Sälen, geht es toll her — die letzten geborgten Rubel werden großzügig „à la russe“ verjubelt. In tadellosen Fracks laufen die Kellner mit großen Tablettis lautlos über die dicken Teppiche. Ananas im schäumenden Champagner, Kaviar, die schönsten Lederbissen en masse, nichts kann teuer genug sein. Stolz wie ein Hahn dirigiert Majestro einen Walzer, den Zwinger aller Frauenherzen. Und erst wenn die Dämmerung bereits zu weichen, die junge Sonne das verschneite Moskau in die Farben eines lachenden Wintertages zu schmücken beginnt, schlendern sie, von einer Seite zur anderen wandelnd, wie „fliegende Holländer“, die sich in irgend einem Riff verirrt haben, gemächlich nach Hause.

Ja, es ist das alte und schöne Moskau, die stolze Stadt der hübschen Frauen, der würdevollen Generale, der hohen Geistlichkeit und der schneidigen Kavallerieoffiziere. Sorglos flanieren sie auf und ab, scherzen, kokettieren und plaudern lebhaft miteinander. Hin und wieder teilt sich die glänzende Menge, gibt den Weg frei und verbiegt sich tief. Das ist dann, wenn von der Richtung des Kreml ein luxuriöser Schlitten sichtbar wird, auf dessen breitem hinterem Trittbrett zwei kaiserliche Lakaien stehen und in dessen Fellpolstern eine kleine, feine, alte Dame lehnt und freundlich nach allen Seiten nickt — die Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna. Silbernen Klingeln die Glöckchen ihrer Troika, die, von Orloffischen Trabern gezogen, blitzschnell in der blauen Ferne verschwindet.

## Kreuzworträtsel.



Senkrecht: 1. Heiliger Stier. 2. Homerische Dichtung. 3. Göttin der Morgenröte. 5. Starles Getränk. 6. Nebenfluß der Weichsel. 7. Tierische Behausung. 9. Stadt in der Rheinprovinz. 12. Vergnügen. 14. Rest eines zerstörten Bauwerks. 16. Englisches Getränk. 17. Lebensende. 22. Europäische Hauptstadt. 23. Griechische Göttin. 24. Hansestadt. 26. So viel wie „irgendeiner“. 28. Bühnenwerk. 29. Größerer Ausflug. 30. Berg in Jerusalem. 31. Eisenort. — Waagerecht: 1. Erdteil. 4. Papstname. 8. Mädchennamen. 10. Ausgestorbene Rind. 11. Ägyptische Göttin. 13. Planet. 15. Stadt in Belgien. 16. Klosterbewohner. 18. Kopfbedeckung. 19. Spielkarte. 20. Männlicher Vorname. 21. Tierisches Produkt. 23. Viehheld. 25. und 27. Kürwürter. 28. Anfechtung. 30. Russischer Herrschertitel. 32. Berühmter Meisterbaker. 33. Europäer. 34. Männlicher Vorname. 35. Gewässer. 37. So viel wie „selten“. 28. Bedrückender Zustand.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 291: Waagerecht: 1. Boia. 3. Erna. 4. Laus. 6. Sem. 7. Habe. 10. Atom. 13. Bore. 15. Ares. 17. Eiland. 18. Lene. 20. Teil. 22. Band. 24. Gent. 25. Ana. 26. Ober. 27. Salm. 28. Met. — Senkrecht: 1. Baje. 2. Alma. 3. Echo. 5. Same. 8. Arena. 9. Bese. 11. Tante. 12. Orden. 13. Pol. 14. Ill. 16. Sol. 19. Ebro. 21. Siem. 23. Darm. 24. Gajt.



\* „Herbe Jugend“, Gedichte von Hugo Otto Kleine. (Weltersberg-Verlag, Lindenthal bei Leipzig.) Der Dichter, ein junger, in Heidelberg lebender Arzt, hat sich mit zwei Bänden „Klinische Sonette“ und „Wanderbilder“ als Lyriker günstig eingeführt. Was seine Kunst charakterisiert, ist nicht ästhetisch-spielerische Freude an schöner Form, an wohlklingendem Reim, sondern ein tiefer, sittlicher Ernst der Weltanschauung, ein warmes Gefühl, das in seinen Versen aufklingt. Das Motiv des vorliegenden neuen Gedichtwerks, Erleben einer in Krieg und Not herbe gewordenen Jugend, unterstreicht noch stärker dieses kämpferische Ringen und Zielesuchen, und die Art, wie der Dichter Zeitempfinden und Menschenschicksal zu gestalten vermag, gibt von seiner schöpferischen Begabung Zeugnis. In den Erinnerungsblättern „Stimmen der Toten“ ist Einfühlung in die Erlebnismwelt einiger während des Krieges gefallener deutscher Künstler sehr fein gelungen. Man darf das Buch als erfreuliche Bereicherung der lyrischen Ernte unserer Zeit gelten lassen.

\* Ludwig Renn: „Krieg“. (Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H., Abt. Buchverlag, Frankfurt a. M.) Der Weltkrieg, das aufwühlendste Ereignis der lebenden Generation, ist weder im nackten Tatsachenbericht, noch in der üblichen Form romanhafter Darstellung zu fassen. Als Erinnerung ohne Sinn und ohne Deutung lebt der Krieg in uns weiter. Wir wissen vielleicht, wie er erlitten wurde, wir haben aber kein Symbol, das uns die Idee des Krieges verkörpert. Das wahre Kriegsbuch kann nur ein Volksbuch sein. Das Kriegsbuch von Ludwig Renn stellt als erstes diesen Charakter rein und fast vollkommen dar. Es ist das erste Volksbuch vom Krieg. Es erschüttert, weil in ihm phrasenlos in unerhörter Deutlichkeit ohne Abschweifung in episodenhaftes Beiwerk und ohne jede Tendenz der Krieg selbst, der ganze Krieg gestaltet wird. Der einfache Mann aus dem Volk, der Frontsoldat, ist sein Held. Er allein kann sagen: So war der Krieg. Mutig und oft nicht frei von Angst und Zweifel durchkämpft erleidet er den Krieg. Stündlich von neuem vollzieht er, erregt und dumpf, die Begegnung mit dem Tode. Er sieht nichts als das Gelände, auf dem man Krieg führt, er versteht nichts als die militärische Aufgabe, die man ihm zugewiesen hat. Hier ist der Krieg aus der engen horizontalen Perspektive des Infanteristen, der Krieg aus Grabenhöhe. Hier ist das arme nackte Geschehen in der robusten Einfachheit, mit der das Volk es erlebte und erlitt. Dem „unbekannten Frontsoldaten“ ist hier ein Denkmal gesetzt.

\* Gustav Regler: „Zug der Hirten“. (Verlag Otto Quitow, Lübeck.) Der Verlag, dem im Vorjahre mit Friedrich Griefes „Winter“ ein großer Wurf gelang, läßt auch hier einen Dichter zu Wort kommen, auf dessen bedeutende künstlerische Eigenart es acht zu haben gilt. Der junge Rheinländer Gustav Regler gestaltet in seinem Erstlingswerk noch etwas wie Urmotus der Menschheit. Alttestamentlichem Geschehen ähnelt der Verlauf einer den Wechsel vieler Generationen umspannenden Handlung. Nomaden treiben ihre Herden durch das Land, bekriegen sich mit den schon sesshaft gewordenen Bauern. Naturkräfte walten wie das Wesen guter oder böser Dämonen. Fremde Macht zwingt die freien Hirten zur Fron. Aus dem Chaos sammelt sich die zersplitterte Horde, wird durch Gottesoffenbarung Volk und Einheit. Die Idee des Buches ist zugleich legendär und symbolhaft; aber die Plastik der Ausführung schafft blutwarme Lebensfrische. Eigengeprägt zeigt sich der Stil mit kraftvoller Schlichtheit, man spürt intuitive Erlebnisdeutung des echten Künstlers, diese Erstlingsgabe ist schon Reife und starke Zukunftsverheißung. Vorzügliche Ausstattung macht das Werk zu Geschenkzwecken besonders geeignet.

\* Arnold Ullis: „Der Schakwächter“. (Verlag Ullstein, Berlin.) Ullis hat den scharfen Blick und das phantastische Ahnungsvermögen, deren Zusammenwirken lebendige Wirklichkeit schafft. Er zeichnet die Gestalten von Armen, von Abenteurern, von selig Berauschten, vor allem von Sehnsüchtigen, malt charakteristische Geesten, seelische Regungen, unerhört phantastische Situationen in einer großzügigen, melodischen, männlich packenden Sprache. Unter diesen neuen Romanen sind Meisterwerke knapper, fesslender Darstellung — und die bunte Vielfalt der Stoffe ist erstaunlich. Die Titelerzählung liegt sich wie ein Märchen. Auf drei Sonderzügen rollt der Schak der Petersburger Eremitage,

gegen dessen Gold „alle Schätze sämtlicher Könige der Erde nur wie eine Kupferklopfle zu achten seien, durch Sowjetrußland. Und auch in den übrigen Novellen spricht ein Dichter, dem die Welt unserer Tage noch voller Geheimnis ist.

\* Max Brod: „Zauberreich der Liebe“, Roman. (Verlag Paul Zsolnay, Wien.) Aus derselben Fülle der Leidenschaft, mit der Max Brods berühmter Roman „Die Frau, nach der man sich sehnt“ geschrieben ist, gestaltet sich hier das Schicksal eines liebenden Herzens. Von den böhmischen Badoorten bis in den glühenden Orient reicht der Bogen der bewegten Handlung, die aus spannendem Einzelschicksal zum weitesten Horizont einer neuen Menschengemeinschaft führt. Die Liebe Christof Kowys zu Lena Fromein ist mit allen Farben glühender Leidenschaft gezeichnet. Aber gerade die Reinheit und Güte war es, die gegen ihren Willen das Böse wachsen und die beiden Menschen verzweifeln machte. Lena begeht Selbstmord, und auch Christof, der ebenso tief die bösen wie die guten Verzauberungen der Liebe erfahren hat, ist durch die Erkenntnis, daß die Welt auch das edelste Gefühl verdorbt, zugrunde gerichtet. In einem Lande neuer Siedlung sieht er erschüttert eine Lebensgemeinschaft der Gewaltlosigkeit, ein schweres, opferreiches, hoffnungsführendes Leben im Dienste des Menschen und der Zukunft, und aus der Anschauung dieses Opfermutes erwacht ihm die Kraft, sein Leben von neuem zu beginnen.

\* Jakob Wassermann: „Der Moloch“, Roman. (Verlagverband der Bücherfreunde, Weimarer-Verlag G. m. b. H., Berlin-Charlottenburg.) Die Welt der Idealisten stellt der geniale Autor in diesem temperamentvoll geschriebenen Werke dem Moloch der Rücksichtslosigkeit, Ausschweifung, Vergewaltigung, einer vom verführerischen Schein des Großstadtlebens beherrschten Gesellschaftsgruppe gegenüber. Die schweren inneren Kämpfe jener Gruppe von Menschen, deren Gewissen gegen die Unwahrscheinlichkeiten konventioneller Lebensform unermüdlich anzukämpfen versuchen, erhält in der dichterischen Gestaltung und in der geistig-tiefgründigen Behandlung des Problems eine Plastik von unerhörter Überzeugungskraft.

\* Balder Olden: „Madumas Vater“ (mit 20 Zeichnungen von Jan Blich); „Kilimandscharo“, Roman. (Universitas, Deutsche Verlags-A. G., Berlin W. 50.) Maduma ist ein kleines Dalkast-Mädchen, dessen Vater im Krieg verschwunden ist. Aber sie will nicht glauben, daß er tot ist, und so ziehen ihre beiden Freunde, der zwölfköpfige Rudi und der Negerbub Muhmadi mit einem alten Maultier aus, um den Verschollenen zu suchen. Weit ist der Weg zu den Bergen, nachts brüllen Löwen ums Lager. Ein Heuschreckenschwarm fällt ins Land, das Maultier stirbt. Rudi erkrankt. Aber den „Zunderhut“ kommt eine Negerkarawane gezogen, ihr Herr ist ein Weißer, der in den Matubaturbergen lebt. „Madumas Vater“ ist nicht nur ein wundervolles Kinderbuch, voll von Wundern, daran sich Kinder begeistern, — es ist auch ein Buch für Erwachsene. Es bringt den Duft eines fremden Erdteils und die Musik der Stenographie. „Madumas Vater“ knüpft an Schicksale an, die in den Roman „Kilimandscharo“ desselben Erzählers verwebt sind. „Kilimandscharo“ erscheint gleichzeitig neu, aber aus der 1922 noch fragmentarischen Fassung zu runden, vollen Kunstform eines Romans gewandelt. Dieser erste künstlerisch und dokumentarisch gleich zuverlässige deutsche Kriegsroman wird heute noch stärker wirken als bei seinem ersten Erscheinen, weil die Leserschaft andere und klarere Augen bekommen hat.

\* Selma Lagerlöf: „Anna, das Mädchen aus Dalarna“, Roman. (Verlag von Albert Langen, München.) Der neue Roman der Lagerlöf schließt sich eng an ihre Erzählung „Charlotte Löwenstöld“ an. Er schildert die Eheschließung und die junge Ehe eines ungleichen Paares, die bald in die Brüche geht. Die Frau baut sich durch eigene Kraft allein ein nützliches neues Dasein auf, während ihr Mann, indes er meint, Gottes Wege zu gehen, immer tiefer sinkt und sich in Schuld und Sühne verstrickt. Seine frühere Braut, Charlotte Löwenstöld, die als wahre Lichtgestalt auch durch dieses Buch geht, ist es, die den Verirrten auf die rechte Bahn leitet. Er macht in Jahren der Buße und harter Arbeit als Missionar seine Fehler gut und wird so noch ein rechter Mann. Mit dem Ausblick darauf, daß er und seine Frau sich wieder finden werden, klingen der spannenden, an Ereignissen und Abenteuern reiche Roman aus, über dem der milde Glanz reifer Weisheit liegt, jener über menschliche Torheit gütig lächelnde Humor, der reich und selbstverständlich von Herzen kommt.